

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollarbräu.

8) Roman von R. von Seydlich.

Jetzt aber wandte sich Kasfl an der Schwelle des Gartens um und sah, daß zwei Mädchen ebenfalls hinter ihm in den Garten wollten.

Jessas, die Visi! Wahrhaftig, das war sie, die eben gesprochen. Die Visi von der Hopfenplückerei! Er erkannte sie sofort; sie hatte ein rotbraunes, wollenes Tuch um den Kopf, in der Hand einen kleinen Korb, den sie hin und her schlenkerte und der offenbar nichts oder doch wenig enthielt; dazu einen verschliffenen Sonnenschirm mit schmutzigen Spizen, eine abgeschabte flockige Jacke und einen Rock von unbestimmter Farbe. Die schiefgetretenen Stiefelchen mit hohen Absätzen entbehrten seit langem der nötigen Färbung. Das ganze Neuhäre verriet eine edle Nichtachtung nichtiger Eleganz, gepaart mit einem sonderbaren, undefinierbaren Strich von Kofetterie, der sie unzweifelhaft wieder erkennbar machte. Ja, die Visi! —

Er redet sie auch sofort an, als sie vorbei wollte:

„Ja, Visi, was ist denn dees?“

Sie sah ihn überrascht und etwas schnippisch an, aber sie hielt still, und ihre Gefährtin stolzte derweilen unbehindert über den groben Schotter des Wirtsgartens weiter. Er half ihr: „Vom Hopfenlad'n! Denkst nimmer dran? Der Kasfl bin i, von Allersdorf!“

— Da schlug sie eine helle Lache auf und rief ihm ein freundliches Grüß Gott zu. „Na, wie sich aber dees trifft, gelt?“ Das klang, als ob sie sich der Begegnung freute; und das freute wieder ihn. Bei ihr war's zwar weltläufige Phrase gewesen, aber im Grunde kam der Kasfl auch ihr recht gelegen; ja sie erinnerte sich der fidelen Tage unter den Hopfenstangen nach und nach deutlicher und dabei auch deutlicher an den Kasfl. Denn dieser und sie hatten miteinander die höchste Heß gehabt und waren von der ausgelassenen Horde der Plücker die wildesten, beim Tanz abends die heißesten, beim Krug die besoffensten gewesen.

Wer von der Hopfenereute nichts weiß, der kann auch nicht ermessen, welche Bedeutung solche Superlative haben.

In jenen wenigen Tagen, da der goldene Hopfen, die grazioseste der Feldfrüchte, vollblühend von den zartroten Stengeln hängt, wo der leichte Spätsommerwind in den fränkischen Hügeln ganze Wellen des berausenden Duftes aufweht und der gelbe Blütenstaub in der Sonne schimmert, da füllen sich die weiten Hopfengänge mit einer sonderbaren Schar von Leuten. Aus aller Herren Ländern kommen sie da gelaufen — meist barfuß, zerlumpt, verwildert und verdächtig, — und verdingen sich zum Mad'n (Pflücken). — Das ist ein Leben! Die mittelalterlichen Bettlerreichstage, die Linnenmärkte und Wagaundenmessen sind nichts dagegen gewesen.

Hi's der geheime Einfluß des Lupulins, wie die Chemiker den betäubenden Extraktstoff des Hopfens nennen, oder ist's der reiche Lohn, das ungebundene Leben, die heitere, leichte Arbeit oder die allgemeine Vermischung der Tausende von fragwürdigen Gestalten, die hier einmal ganz unter sich sind — genug, die wenigen Tage herrscht ein tollhändlerisches Treiben unter den vollsaftigen Blütenranken, auf und an den hochbeladenen Wagen, und abends in den Kneipen, in den Höfen, Winkeln und Gassen aller Ortschaften, soweit das Land von Hopfenstangen startt, wie eine ungeheure grüne Armee von Lanzknechten.

Kasfl hatte dies seltsame Herbstfest seit der Kindheit gekannt und gewaltig Geschmack dran gefunden. Die tiefen Einblicke in die dunklen Seiten und niedersten Schichten der Menschheit waren ihm nicht erschreckend mehr, nur wie ein wilder, aber erlaubter Spaß erschienen. Außerhalb der Pflückzeit freilich dachte er, wie alle daheim, anders und ehrbar; außer der Zeit hätte er Bekanntschaften wie die Visi daheim vielleicht vermieden, wenn nicht verleugnet. Aber heut und hier, unter dem verwirrenden Eindruck der großen wildfremden Stadt, in deren Rachen er sich tollkühn gestürzt und vor der er jetzt doch schon ein übermächtiges Bangen der Vereinfachung fühlte, — jetzt war ihm die etwas rauhe Stimme der Visi

wie die eines ersehnten Freundes erschienen, und er hielt ihre rote grobe Hand fest, um durch die Reihen der Tische und Bänke zu gehen bis zu einer freien Ecke, wo sie sich niederließen. Dabei schwachten sie munter miteinander.

„Was thust denn Du da in München?“

„Da bleib' ich. Ich such' mir Arbeit.“

„Da bleibst? Das is g'scheid, — Hab'n sie Dich nimmer brauchen können daheim? — Geh, set' Dich her. Nachst Mittag da?“

„Natürlich. Und an Mordshunger hab' ich. Wann man so lauft —“

„Zu Fuß fahrst nach der Stadt? Da schau. — Also, jetzt ess'n mir was.“

Und Visi geberdete sich als Stauungsgast, kommandierte die dicke alte Kellnerin, von der sie übrigens ziemlich verächtlich behandelt wurde, — und bestimmte das Menu des Diners. Supp', Fleisch und Gemüs'. Fränkisch war's zwar nicht gekocht, aber Kasfl würgte alles hastig hinunter, daß ihm das Fett ums Kinn lief. Denn er hatte Mordshunger, wie angekündigt. — Und dann stießen sie mit den Maßkrügen zusammen und Visi sagte studentisch: „Prost“ und wischte sich mit einem zerknüllten Tuch den Mund; Kasfl that's mit dem Handrücken, und das Fett und die paar Schnittlauchbrocken glänzten jetzt auch auf der Hand.

Die Sonne glitzerte blendend durchs Laubdach der Bäume und blinkerte über die gedrängte, gemischte Gesellschaft in Hemdärmeln, Arbeitsjacken, Blusen und zerschliffenen Taillen hin, — dazu plärte die laute Musik lustig und unermüdet weiter, und das laute Reden, Lachen und Zanken kämpfte mit dem Straßenlärm auf dem Platz draußen.

Das war ein Leben! Kasfl trank seine Maß aus, und Visi schrie sofort nach der Kellnerin. Er erstaunte; sollte er mehr wie eine Maß haben?

Sie hatte noch die Hälfte in ihrem Krug. — „Weißt, ich kann nimmer so viel fauf'n. Bin heut' schon im Ewigen Licht gefessen seit in der Früh.“

Und sie gab ihm andeutende Erklärungen über diese idealste aller Münchener Volkskneipen.

Jetzt bekam er die zweite Maß, und zugleich kam die Freundin Visis, die Kathi, vom Nebentisch heran, wo sie mit andren Bekannten gefessen. Sie brachte noch zwei Weiber mit, und diesen folgten drei Männer in schäbig-eleganten Anzügen. Sie brachten ihre Krüge mit und rückten eng aneinander. Visi nahm einem eine Cigarre weg, die dieser gerade anzünden wollte, und reichte sie Kasfl hin, neben den sie sich jetzt eng angedrängt hatte.

„No, no!“ schrie der Verraubte, aber Visi patzte ihm übers Gesicht: „Halt's Maul, Peterl, kriegst a andre nächstes Mal. I muß halt für den Reinigen sorgen. Weißt, des is jetzt mei' neuer.“

„O mei, das geht g'schwind.“ rief die Kathi lachend und die andren lachten überrascht mit; der Verraubte holte eine neue Cigarre aus der Tasche und biß sie ab, dabei den Kasfl mit Interesse und beinahe mit Hohn betrachtend. Sie sahen jetzt alle auf ihn, und er wurde plötzlich knallrot unter seinem braunen Sattel von Sommerprossen. Er traute sich nicht, die Cigarre anzuzünden, sie abzuweisen noch weniger, denn er wollte Visi nicht kränken.

Zuletzt rauchte er aber, und im allgemeinen Geschwäg der andren sah er zuhörend da. Er verstand nicht viel. Das ganze Gespräch bestand aus Anspielungen, saden Witworten, unerklärlichen Bezeichnungen Münchner Dialekts und vielom Lachen. Dabei war das gute Bier nicht vergeffen. Die Kathi trank „mit Verlaub!“ Kasfls zweite Maß leer, und es wurde neuer Vorrat gebracht.

Vom Trunk, vom Rauchen und der Musik, nicht zum geringsten Teil aber auch von der Nähe der Visi wurde dem Kasfl jetzt wärmer und wärmer. Müdigkeit und ein inneres unbändiges Freudegefühl übermannten ihn. Es rauschte in ihm wie oben der Wind in den Zweigen; alles um ihn her begann glänzender, lustiger, frischer auszusehen. Er lehnte sich rückwärts an die Mauer, zwickte die Visi in den Arm und zog sie rückwärts zu sich. So saßen sie und begannen ein lustiges Austausch von Erinnerungen von der Hopfenzeit her. Es mußte ihm bald klar werden, sie meinte es ganz ernst mit ihm. Entweder hatte sie augenblicklich keinen

Schaf, oder er war nicht vorhanden, kurz, ihr sogenanntes Herz war gegenwärtig frei.

Ihn machte diese Entdeckung jetzt nicht unruhig wie sonst vielleicht; er war geneigt, ihr vom Trunk gedummes Gesicht für zartgerötet zu halten, und ihr freches, schlampiges Benehmen schien ihm nur heitere Fröhlichkeit. Dazu ließ sie ihm nicht Zeit zum Besinnen. Sie hielt ihn fest umfaßt und ließ ihn fleißig trinken. Dabei raunte sie ihm allerlei tolles Zeug ins Ohr. — Kurz, der Eroberer von München war zunächst sogleich einmal selbst erobert. Der junge, schwere Kerl, der so einen gesunden Landgeruch um sich hatte, gefiel ihr überdies je länger, je besser.

Schon war er etwas stark hieselig und kümmerte sich nicht viel um die andren am Tisch; aber hier und da redete er doch mit hinein, jetzt schon kühn und unberzagt. Und gar, als ihn eines der Mädchen fragte, was für Arbeit er schaffte, antwortete er stolz und freudestrahlend lauten Tons:

„Brauer!“

Darüber entstand einiges Verwundern. Denn in dieser Art Gesellschaft sind selten einmal Brauburschen zu finden.

Der eine der Männer bog sich abseits zu einem andren Tisch und stieß einen dort Sitzenden an:

„Gast gehört, Sachl, da is einer von Euch;“ und wies ihm den vergnügten Kasfl.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i k.

Wer könnte all die Probleme aufzählen, die uns das vergangene Jahrhundert ungelöst hinterlassen hat! Wir brauchen nicht im geringsten besorgt zu sein, daß das neue Säkulum keine Arbeit mehr vorfinden und sich aus Mangel an Stoff in unnütze Gedankenspielerereien verlieren werde, wie es dem verflorenen Jahrhundert in seinen ersten Jahrzehnten erging. Wenn sich auch in der Kunst und im Leben einiger tonangebender Bevölkerungsschichten eine Reingung zur Mysterie und Romantik bemerkbar macht, so ist doch kaum irgend welche Gefahr vorhanden, daß sich von neuem in die Wissenschaft, und um gar in die Naturwissenschaft ein mythischer Geist einschmuggeln sollte. Es ist ja gerade das größte Verdienst des vorigen Jahrhunderts, daß es definitiv die Lehre Platons und Hegels überwand und nicht mehr die Ideen für das Ideale und die sichtbare Welt nur für den mehr oder minder ungenauen Ausdruck der ewigen Ideen hielt. Von den vierziger Jahren an war sich zum mindesten jeder Naturforscher darüber klar, daß eine Idee nur das Hilfsmittel des menschlichen Geistes ist, die Dinge der Wirklichkeit zusammenzufassen. Leicht aber begegnet es diesem oft recht unzulänglichen Hilfsmittel, daß es die Wirklichkeit falsch wiedergibt und dann, zu einer starren Macht geworden, die Erkenntnis der Wahrheit aufhält. Darum hielten sich jene bahnbrechenden Naturforscher des verflorenen Jahrhunderts ganz allein an die Beobachtung der Natur. So fruchtbar jedoch diese Methode war, sie genigte auf die Dauer doch nicht, soll nicht eine Wissenschaft gänzlich in Kleinram und Aufspeicherung toten Materials verfallen. Es sind Ideen nötig, um das Gewonnene zu verarbeiten und neue Ziele für die Arbeit zu zeigen. Eine Zeitlang gaben Darwins Ideen den geistigen Faden ab, an dem der gewonnene Beobachtungsstoff bequem aufgereiht werden konnte. Bereits schien es aber, als ob die ganze Wissenschaft eine unendliche Materialsammlung für die darwinistische Lehre werden sollte. Doch von neuem gährt es jetzt von befruchtenden Ideen auf dem ganzen Gebiet der Naturwissenschaft. Das Problem des Lebens harret noch immer der Lösung, neue Verwundungen tauchen auf, den Mechanismus der organischen Entwicklung zu erklären. Die Chemie sucht alle Prozesse der Substanzveränderung auf mechanische Kräfte zurückzuführen und ebenso will die Physik die verschiedensten Kräfte als Erscheinungsformen mechanischer Energien deuten. Kurzum, das große Ziel rückt immer näher, die ganze Welt als eine zusammenhängende Kette von Bewegungskräften zu erkennen. Mehr als je tadelt die Ansicht, daß alle Gebiete der Naturwissenschaft sich einmal berühren und auf eine gemeinsame Basis gestellt werden können.

Die Nähe des Ziels kann leicht dazu veranlassen, Abgründe, die uns von ihm noch trennen, mit der trügerischen Brücke der Phantasie zu überbauen. Darum ist gerade jetzt Nüchternheit geboten, nicht jene Nüchternheit, die aus blasphemem Herzen, aus Trägheit oder Gedankenarmut entpringt, sondern die trotz inneren Jenseits das Auge klar behält und nicht in den Dingen verliert. Es kann vorkommen, daß selbst ein Teil dessen, was sicher erworben schien, durch neue Thatsachen wieder in Frage gestellt wird. Auch dann darf liebgewordener Theorien wegen die Methode der soliden Forschung nicht verlassen werden. Auch in dieser Beziehung sind noch viele Hindernisse zu überwinden gerade jetzt, wo neue Thatsachen manche alte Lehre Darwins unzulänglich oder doch wenigstens einzuschränken scheinen. Es soll hier einmal auf die sogenannte

Schutzfärbung hingewiesen werden, die Tiere ihrem Aufenthaltsort ähnlich macht und sie darum vor den Blicken ihrer Feinde verbirgt. Diese ganze Theorie der Schutzfärbung enthält wahrscheinlich ein gutes Stück Stubengelehrtenhum. Ganz vorzügliche Beispiele, die gegen die Theorie sprechen, enthält ein Artikel der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ (1900 Nr. 44). „Aus dem Tierleben der Sahara“ von Franz Werner - Wien. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die weitaus größte Anzahl der Wüstenkäfer keineswegs eine sandähnliche Färbung besitzt, sondern im Gegenteil schwarz ausfällt. Die schwarze Farbe fällt aber nur gerade in dem hellen Sande am meisten auf, und die Annahme, daß die Tiere dadurch den schwarzen Mondschatten der Wüste nachahmen, ist schon deswegen hinfällig, weil die Käfer ausgeprochene Tagestiere sind und sich in der Nacht still verhalten. Dagegen fand Werner, daß alle diese Käferarten — es sind besonders Laufkäfer und Schwarzkäfer — Familien angehören, deren Vertreter in den verschiedensten Gegenden der Erde schwarz gefärbt sind. Die wenigen sandfarbigen Käfer jedoch stammen von solchen Kerbtiergruppen ab, die an und für sich ein derartiges Farbenkleid anweisen. Es handelt sich also bei diesen Käfern gar nicht um eine Anpassung, um ein Schutzmittel, sondern um ein Kolorit, das von ganz andren fernliegenden Ursachen abzuleiten ist. Werner meint, daß auch die sandfarbigen Käfer nicht besser geschützt seien als ihre schwarzen Verwandten. Denn die käferverzehrenden Tiere, Eidechsen, Vögel und kleine Raub-Säugetiere, sehen ihre Beute ebenso gut, auch wenn sie sandfarbig ist. „Man darf“, sagt der Forscher, der lange Zeit in der Wüste gelebt hat, die Fähigkeiten der Tiere, ihre Beute zu erwerben, nicht nach demjenigen bemessen, die irgend ein mehr oder weniger stubenhodender Zoologe im gleichen Falle entfallen würde. Denn das Auge desjenigen, welcher, ob nun als Sammler oder des Raubgüterwerbers halber auf die Jagd geht, ist durch die Übung außerordentlich geschärft, und ebenso wie dem Sammler auf dem Sandboden der Wüste auch die bestangepaßten Tiere bei stärkerem Zusehen doch auffallen, so dürfen wir dies auch für die Insektenfresser annehmen.“ Sodann führt Werner an, daß ein sandgelber Käfer aus der sonst schwarzen Tenebrioniden-Familie mit Stacheln besetzt ist. Die Sandfarbe muß also nicht besonders nützlich sein, wenn der Käfer zu seinem Schutze angedeutet der Stacheln bedarf. Ferner beobachtete er, daß verschiedene sandfarbige Eidechsen und Schlangen vor dem Menschen fliehen oder sich in den Sand eingraben, obwohl man doch annehmen müßte, daß sie viel leichter einer eventuellen Raubfelleung entgehen würden, wenn sie sich ruhig verhielten und sich dadurch von dem Sande nicht abheben würden. Dann ist auch ein Gede sandfarbig, der bei Mondschein auf den Hügel der Sanddünen unbestreift. Wenn aber Tiere wie Gazellen, Mäuse, Reptilien, Affeln, Spinnen in der Wüste ein sandfarbiges Kleid tragen, so ist das gewiß kein Beweis für Schutzbedeutung der Färbung, denn diese Tiere haben auch in andren und zwar nicht wüstenartigen Gebieten eine gleiche, helle, grane Farbe. Kurzum die Sandfarbe der Wüsteniere kann keineswegs als Anpassung an ihren Aufenthaltsort gedeutet werden. Es mag mit der Schutzfärbung mancher andren Tiergruppe ähnlich bestellt sein. So plausibel die Darwinische Theorie der schützenden Farbenanpassung auch erscheinen mag, ihre Geltung ist keineswegs so sicher, oder sie darf jedenfalls nicht überall angewandt werden, wo zufällig oder aus bestimmten Gründen die Färbung eines Tieres einmal mit derjenigen seiner Umgebung übereinstimmt.

Wie leicht man sich mit der Annahme einer Schutzfärbung täuschen kann, zeigt recht gut der folgende Fall, über den P. Magnus nach einer Mitteilung der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ (1900 Nr. 12) berichtet. Es werden zwei verschiedene Varietäten des Kobljans beobachtet, eine graue und eine rote. Der Leiter der norwegischen Tiefsee-Expedition, Hjorth, hat nun festgestellt, daß der graue Kobljan jederzeit nur an dem sandigen, mit hellfarbenen Tangen bedeckten Meeresboden zu finden ist, während andererseits die rote Art immer an Stellen zu bemerken ist, wo rote und braune Seesalgen vorkommen. Hjorth „schließt daraus“, wie die „Fischerei-Zeitung“ sich ausdrückt, „daß diese verschiedene Färbung mit dem Charakter verschiedener Spielarten entspreche, sondern jedesmal je nach der Färbung des Grundes zu stande komme, und eine Schutzanpassung sei, die den nimmehr der Umgebung ähnlich gefärbten Fisch seinen Feinden minder auffallend macht“. Das ist der Theorie der Liebe eine Dichtung, wie sie so ungeheuer häufig ist. Zunächst hätte Hjorth aus dem Vorhandensein zweier angeblich ihrer Umgebung gut angepasster Kobljauformen im Gegenteil schließen müssen, daß sie zwei wirklich verschiedene Arten seien. Denn sind sie das nicht, so ist es doch viel schwieriger zu verstehen, daß die Färbung eines Fisches einmal grau und einmal braun sein sollte. Wie will man das nach der natürlichen Auslese, auf der doch Darwins Schutzfarbentheorie beruht, erklären? Menschlich gedacht, spricht allerdings gerade der Umstand, daß der Fisch unter roten Pflanzen rot und unter grauen grau wird, außerordentlich für eine Schutzfärbung. Doch hören wir weiter. Die Annahme Hjorths fand durch einen interessanten Versuch eine Bestätigung. Ein roter Kobljan aus dem großen Welt wurde in ein Aquarium mit dunklem Grunde und dunklen Wandungen gesetzt und war schon nach 24 Stunden grau geworden. Es ist also kein Zweifel, daß sich der Fisch je nach seiner Umgebung verändert. Aber die Umstände, unter denen diese Veränderung erfolgt, sprechen sehr wenig für eine Anpassung im Darwinischen Sinne. Denn wenn der Übergang von einem Kolorit

ins andre „schon“ nach 24 Stunden erfolgt, so haben alle Feinde des Fisches, die sich auf Schonzeiten nicht einlassen, genügend Gelegenheit, den Kabeis zu erbeuten. Wenn nun, wie das doch sehr wahrscheinlich ist, alle diese Fische gelegentlich von den grauen unter die roten Algen und umgekehrt schwimmen, so wird die ganze Schutzfärbung illusorisch. Charakteristisch für die Schutzdeutung um jeden Preis ist es auch, daß der rote Fisch in einem dunklen Gefäß nicht dunkel, sondern grau wird, ferner daß die sogenannte rote Varietät unter roten und braunen Pflanzen lebt. Entweder sind die Feinde des Kabeis halb blind, und dann können sie rot auch nicht von grau unterscheiden, oder sie können sehen, und dann unterscheiden sie einen roten Fisch sehr wohl von braunen Algen. Also auch aus diesem Grunde ist die Bedeutung der Farbe als eines Schutzmittels in diesem Fall sehr problematisch.

Ein andres ähnliches Beispiel kam uns dagegen einen Hinweis geben, welche Ursachen denn die gewiß in vielen Fällen nicht wegzuleugnende Uebereinstimmung zwischen einem Tier und seiner Umgebung wirklich besitz. Eine im Meere lebende Krebsart, die Seegarneele (*Hippolyte varians*), kommt in verschiedenen Varietäten vor, die je den roten, gelben, braunen, grünen Meerespflanzen, auf denen sie leben, in der Färbung gleichen. Die englischen Forscher Keeble und Gamble haben vor kurzem interessante Untersuchungen über die Färbungsphysiologie der Seegarneele in den „Proceedings of the Royal Society“ (1900 S. 461) veröffentlicht. Es soll von den Resultaten der Abhandlung nur erwähnt werden, daß die einzelnen Varietäten streng an den Aufenthalt der Pflanzen gebunden sind, denen sie im Kolorit gleichen, daß sie aber, auf andersfarbige Pflanzen gebracht, nach einem Verlust von vielen Tagen doch die Farbe ihres neuen Aufenthaltsorts annehmen. Man erkennt daraus recht deutlich, daß jedenfalls nicht etwa die natürliche Auslese alle Garnelen, die auf grünen Pflanzen leben, mit Ausnahme der grünen Individuen, vernichtet hat. Es ist gar nicht gesagt, daß diese Tiere dadurch erhalten blieben, weil sie die Farbe ihrer Umgebung bestgen. Sicher ist allein, daß sie, sobald sie auf eine Pflanze gelangten, die Farbe derselben annehmen. Es ist ein schätliches Zeichen Darwinistischer Veräufkung, daß wir Farbengleichheit durchaus mit dem Begriff der Schutzfärbung verbinden. Wenn wir in die finstere Nacht hinausgehen, werden wir dunkel, aber es wäre verkehrt, anzunehmen, daß wir in der Nacht sicherer wären wie am Tage. So ist es auch mit vielen Tieren. Sie nehmen die Farbe ihrer Umgebung an, weil sie sie annehmen müssen. Die Schneehasen müssen weiß werden, weil die Kälte die Ausbildung von Pigment verhindert, die im Dunkeln lebenden Tiere müssen fleisch werden, weil der Mangel an Sonne ebenfalls die Bildung von Farbstoffen unmöglich macht. Wahrscheinlich aber nehmen viele Tiere die Pigmentstoffe in ihre Hauptzellen auf, die sie in ihrer Umgebung vorfinden. Ist es ein Wunder, wenn die Garnelen, die von roten Pflanzen leben, den roten Farbstoff in ihre farbtragenden Zellen (die sogenannten Chromatophoren) aufnehmen, diejenigen aber, die sich von gelben Gewächsen nähren, sich mit dem gelben Pigment schmücken usw. So ist diese merkwürdige Farbengleichheit zwischen Tier und Umgebung sehr leicht verständlich. Daß die Farbengleichheit dann mitunter Tieren zugleich zum Schutzmittel werden kann, ist nicht ausgeschlossen. Aber in sehr vielen Fällen ist das sicher nicht der Fall. Es giebt doch so ungeheuer viele Tierarten, die sich von andren Tieren nähren. Da nun fast alle diese Ventrere angebliche Schutzfarben tragen, wie sollten sich alle jene Tiere ernähren! Wären sie so dumm, ihre Beute nicht trotz der angeblichen Schutzfarben zu erkennen, so würden sie längst ausgestorben sein. Wenn die Schutzfarben jedoch nicht schügen, so ist wohl irgend etwas nicht richtig in der Theorie! —

Kleines Feuilleton.

— **Amerikanische Wüstenfahrten.** Wie Asien und Afrika birgt auch Nordamerika in seinem Innern weite Gebiete, deren Wasserarmut, Vegetationslosigkeit und Lede sie zu echten Wüsten stampft. Auch hier giebt es unabherrbare Sandflächen, steinbesäte Wüdnisse, Salzseen und Oasen. Aber wie anders stellt sich die Reise des modernen Menschen durch diese Wüsten dar, als der romantische Wüstenritt in der Sahara! Hier giebt es keine Kamele, die sich um die Brunnen drängen, keine arabischen Kreuze und wiehrende Pferde. Wo eine Wüste, deren Durchkreuzung wünschenswert erscheint, den Pfad des Reisenden sperrt, da zieht sich schmurgerade die Eisenbahn hindurch. Die Oasen sind mit mächtigen Wassertürmen ausgestattet und weder Sandstürme noch irgend andre Gefahren der Wüste vermögen es, den Menschen zu hindern, pfeilschnelnd die Unwirtlichkeiten zu durchfliegen.

Abseits vom Sämenstrang ist allerdings die Wüste jungfräulich geblieben. Ist der tägliche Zug vorübergebrannt, so ist die weite Einsamkeit verlassen, denn jemals. Die Karawanen, welche wohl früher mit Wagen und Pferden die Einöden durchkreuzten, sind verschwunden, die wenigen Jäger und Indianer sind ausgestorben.

Auf meiner Reise von Mexiko nach St. Francisco hatte ich einige der auffallendsten Wüsten Amerikas zu durchqueren; später auf der Fahrt nach dem Osten noch einige weitere. Es ist seltsam, auf einer solchen Fahrt bekommt man trotz aller Geschwindigkeit sehr viel von den Phänomenen der Wüste zu sehen, noch mehr von ihnen zu fühlen; das letztere vielleicht mehr

als auf einer normalen Reise auf einem Reittier, jedenfalls mehr als einem Lieb ist.

Als der Zug von Mexiko aus sich nordwärts in Bewegung setzte, da ließ ich es mir wohl sein, und dachte nicht, daß die Fahrt so mancherlei Qualen bringen sollte. In den bequemen Sigen der prächtigen Pullman-cars spürte ich kaum die Erschütterung der Fahrt, und bei einer angenehmen Temperatur genoß ich behaglich die schönen Landschaften des mexikanischen Plateaus, welche vor den großen blanken Scheiben vorüberflogen.

Sald stellten sich aber solche Plagen und Qualen ein, daß mir meine gesamten Eisenbahnfahrten in Amerika, so viel schöne Gegenden ich auch in angenehmer Fahrt durchreisen habe, fast nur in den Bildern schmerzreicher Wüstenfahrten im Gedächtnis haften blieben. Sieht man den Zug von fern herankommen, so ist sein Weg durch eine Sandfäule gekennzeichnet; wird eine laubige Gegend passiert, so hört man mit lautem Geräusch die Sandkörner auf das Dach und wider die Scheiben prasseln. In Mexico, Texas und Arizona stieg während der Fahrt in den Mittagsstunden die Hitze auf eine fast unerträgliche Höhe. — Mit welchen Gedanken erinnerte ich mich an die schwärmerischen Berichte von Wüstenreisenden: wie hatten alle die löstliche ozonreiche Luft gelobt, die behagliche Stimmung des Reisens mit einer wohltauschgerüsteten Karawane. Allen Reisenden unseres Zugs wurden Nachen- und Nasenschleimhaut in der schredlichsten Weise entzündet und nach jeder mehrtägigen Reise hat man tagelang zu kurieren, um des Natarrhs wieder ledig zu werden.

Jeder Zeit herrschte ein großes Gedränge an den Behältern mit Eiswasser, welche in den Waggons angebracht waren. Bequemlichkeiten aller Art waren ja vorhanden, aber sie vermochten nicht über den Einfluß der Naturgewalten Herr zu werden. Welche Arbeit war das jeden Morgen, in dem kleinen Behälter all' den Staub von Gesicht und Händen zu waschen, ihn von den Kleidern notdürftig abzubürsten. . . .

In Nordmexiko wechselte noch manchmal Wüste mit schön bebautem Land; weite Strecken waren auch typische Steppen. Hier und da war die Ferne begrenzt von felsam geformten Hügelreihen, welche besonders am Abend in zauberhaften Farben glühten; spize Kegel oder abgestufte Tafelberge tauchten am Horizonte auf und verschwanden wieder. In einzelnen Gegenden war ein kleiner Stausee gefaßten worden, von dem Kanäle ausgingen: überall war dort mitten in der Wüste eine bannreiche Oase emporgeschossen. Die Flächen sind dann bedeckt mit rosigen, weißen, gelben Blumen. Hier und da sieht man einige Pferde; Kühe in Herden. Ein einsamer Reiter streicht mit Hunden durch das Artemisengestrüpp. Ueber den Herden schweben Geier.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto eintöniger wird die Wüste; selten ragt noch eine Jucocalpine empor, auch die Kakteen haben aufgehört, die Wüstenvegetation zu dominieren. Plötzlich sind wir mitten in echter Sandwüste, Dünen verlaufen wie Wellen weihin. Hier übt der Wind seine Kräfte; er läßt die Dünen wandern und wirbelt mächtige Sandhosen bis zur Höhe der Wolken auf.

Wieder ein rascher Wechsel: ein See taucht auf: ein fast violett gefärbtes Wasser in der orangeleinen Steppe, umgeben von grünen Sträuchern; dahinter eine Kette blaßvioletter Hügel und weit im Hintergrund lähn und prächtig gezackte Berggipfel im schönsten Blau. Dann folgt wieder Wüste, öbste Sandwüste.

Wie die afrikanische, so hat auch die amerikanische Wüste und Steppe ihre eigne Pflanzen- und Tierwelt. Die Pflanzenformen unterscheiden sich typisch von den altweltlichen vielfach durch ihre Größe. Vor allen Dingen sind die Yuccas und die Kakteen auffallend. Während in Mexiko erstere vorherrschte, war in Arizona die Fläche weihin mit den riesigen Säulenkakteen bedeckt, welche kolossalen Kandelabern gleichend, starr in die Luft ragten. Es ist ein sehr eigenartiger Anblick: eine weite Ebene, voll dieser steifen Gebilde, während den Boden nur hier und da dürre Artemisaständen überziehen; auf der gelben Erde erscheint jede einzelne Säule kräftig grün gefärbt, ihr dunkelblauer Schatten sticht scharf vom Untergrunde ab. Auch in Arizona giebt es weite Gebiete mit gänzlicher Vegetationslosigkeit. Da bringt aber die Mannigfaltigkeit der geologischen Erscheinungen Abwechslung.

Wald ragten aus dem Sandmeere, dessen Wellen durch die Tätigkeit des Windes in langen parallelen Reihen geordnet sind, starre Felsen und Steinmassen empor: oft wie Klippen in der See, indem das Sandmeer an ihnen emporzubrunden scheint. Dann kreuzt der Zug eine Hügelkette, deren Hänge durch die Wirkung der Erosion gänzlich zernagt sind; da sieht man wie auf einem Durchschnitt die Schichtungen klar und deutlich, welche uns die Entstehungsgeschichte der Hügel berichten. (Aus: „Von den Antillen zum fernen Westen“. Reisestizzen von Franz Dosslein. Jena. Gustav Fischer.) —

hp. **Pariser Zeitungen im Jahre 1801.** „Le Rappel“ erzählt in seinem Neujahrsartikel, daß es am 1. Januar 1801 in Paris nur 14 „autorisierte“ Zeitungen gegeben habe. Durch die Verordnung des Ersten Konfils Napoleon vom 17. Januar 1800 wurden 73 Journale unterdrückt, ausgenommen war eine Anzahl Journale für Wissenschaft, Kunst, Handel; seit dem 17. Januar war nur ein einziges neu autorisiert worden. Die Zeitungen jener Zeit entfielen in der Regel 4—12 Blatt in Oktavform.

Der Inhalt der Ausgaben vom 1. Januar des Jahres 1801 enthielt fast keinerlei Hinweis auf den Jahreswechsel, da noch der Revolutionskalender in Gebrauch war; nach diesem war der benannte

Tag der 11 Nivôse des Jahres IX. Von offiziellen Empfängen in Paris ist daher auch nirgends die Rede, nur von dem Empfang der „Delegation seiner Unterthanen“ seitens des preussischen Königs wird berichtet.

Infolge eines Attentats auf den Ersten Konsul vom 8. Nivôse wird am 11 Nivôse ein Dekret Bonapartes veröffentlicht, durch welches ein Kriegsgericht eingesetzt wird, das den „Verschwörer gegen die öffentlichen Gewalten“ aburteilen soll. Der Ton der wenigen Journale, die der Unterdrückung entgegen sind, ist naturgemäß ein wenig freimütiger; man beugt sich vor dem allgewaltigen Konsul. Die Annoncen jener Tage kündigen u. a. an: Almanach der ehrenwerten Rente für 1801; Almanach des 19. Jahrhunderts oder Neujahrs-Geschenk der guten alten Zeit. Auch über die Eröffnung des Testaments Jean Jacques Rousseaus wird berichtet. —

Theater.

— Ueber das Theater der Japaner veröffentlicht Adolf Fischer im Januarheft von „Westermanns Monatsheften“ einen interessanten Aufsatz. Wie allenthalben ist auch in Japan das Theater aus religiösen Festspielen hervorgegangen, deren Keimen im fünfzehnten Jahrhundert eine aristokratische Kunstübung entsproß: Die „No-Spiele“, eigenartige Aufführungen, die aus Dialog, Musik und Tanz bestehen. Sie spielen noch heute eine große Rolle und repräsentieren gewissermaßen das klassische Drama der Japaner. Ihre Verfasser waren meist Angehörige des Hofadels, und die aristokratische Gesellschaft ist es, die sie auch jetzt hauptsächlich liebt und pflegt. Die No-Spiele sind durchweg in strengem Stil gehalten, der sich von jedem Realismus entfernt hält. Ein Chor, aus mehreren Sängern bestehend, tritt auf und versieht ungefähr die Funktionen des Chors im Drama der Griechen; ihre Gesänge haben den Zweck, den Zuschauer in die erforderliche Stimmung zu versetzen, um nun die Geschichten von den Wundern Buddhas und den Thaten berühmter Helden anzuhören. Die No-Bühne ist die schmutzloseste und einfachste der Welt; sie kennt weder Dekorationen noch Vorhang, weder Verkleidungen noch maskinelle Beihilfe irgend welcher Art. An einem Spieltage gelangen sechs und mehr Stücke von etwa einstündiger Dauer zur Darstellung, von denen aber noch jedes einzelne von einem „Nihyogen“, einem Scherzspiel, gefolgt ist, damit das Publikum sich von der feierlich-ernsten Würde des Geschehens erholen kann. Im Gegensatz zu den No-Spielen steht das „Kabuki“ (Ka = Gesang, bu = Tanz, ki = Kunst), das profane Schauspiel, der treueste Spiegel unverfälschter japanischer Bräute und Sitten. Als die eigentlichen Schöpfer dieses Volksdramas gelten die Dichterin Onono-Oshu (1513–1581) und der Dichter Sathumma-Joun (geb. 1595); als den japanischen Shakespeare betrachtet man den fruchtbarsten Chikamatsu-Monzaïmon (1635 bis 1724), der über hundert Dramen verfasste, Uji-Kaga (1635–1711) hatte das Verdienst, das erste Drama zum Druck gebracht zu haben, und die schöne Schintopriesterin Omi war eine japanische Neuerin, die das ganze Theaterwesen reformierte. Die Frauen haben überhaupt ehemals eine große Rolle für das japanische Bühnenleben gespielt: sie waren die Hauptdarsteller. Die Folge aber war eine bedenkliche Sittenlosigkeit, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dadurch gesteuert werden sollte, daß den Damen das öffentliche Auftreten untersagt wurde. Nun traten junge Männer auch für die Frauenrollen ein, als aber dadurch die Unstillschkeit verschlimmert wurde, bereitete im Jahre 1652 ein neues Edikt auch den Männerdarstellungen ein Ende. Dadurch entwickelten sich die „Ningyô-Schibai“, die Puppentheater, die sich heute noch der größten Beliebtheit erfreuen. Fischer erzählt sehr anschaulich von diesen Spielen. Die Akteure sind hier lebensgroße Marionetten, die in überaus kostbare Gewänder gekleidet sind; sie werden von Puppentänzern, nicht jede nur von einem, sondern oft von zwei oder drei Männern, bewegt, die nicht unsichtbar sind, sondern, meist in schwarze Gewänder und Kapuzen vermommt, hinter den „Schauspielern“ stehen. Zur Seite haben sie Recitatoren (Gidayû), unter denen der berühmteste gegenwärtig Kôshijû-dahyû ist, der Recitator des großen Puppentheaters in Osaka, während Tamago ebendort als gefeierter Puppentänzer wirkt. Daneben aber blühte nun seit langem wieder das Kabuki.

Der Theaterbesuch ist dem Japaner keine Abendunterhaltung, sondern ein Fest, das sich über den ganzen Tag erstreckt. Man nimmt die Kinder mit, Mütter nähren ihre Säuglinge während der Vorstellung, im Theater werden die Mahlzeiten eingenommen, die ein benachbartes Theaterviertel liefert, und in die zu jedem Platz gehörigen kleinen Feuerbeden klopfen die Zuschauer unaufhörlich ihre Pfeiffen aus. Dabei ist man vollkommen bei der Sache und nimmt an den Vorgängen auf der Bühne lebhaften, oft leidenschaftlichen Anteil. Unvergleichlich ist die Fähigkeit der Japaner, sich in die freiwillige Illusion zu versetzen, die die notwendige Voraussetzung jedes Kunstgenusses ist. Man nimmt an keinem Fehler gegen den „Realismus“ Anstoß. Ein Tisch wird unter Umständen als Berg, ein Stuhl als Schiff angenommen; berühmten Darstellern folgt oft auf Schritt und Tritt ein Theaterdiener (Kurombo), der sie mit einer an der Stange befestigten Kerze beleuchtet, daß man ihr Mienenspiel besser beobachten kann, ein Pferd wird durch zwei verkleidete Kuli erregt, gefallene Felder kriechen auf schwarzen Lächern von der Scene, — und niemand findet bei solchen Dingen etwas Werthwürdiges oder gar Komisches. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Tuberosa. W. Fiedler schreibt in der Wochenchrift „Merkur“: Eine sehr beliebte Zimmerpflanze ist die allbekannte, köstlich duftende Tuberosa (*Polyanthus tuberosa* L.). Sie hat ihre Heimat in Ostindien und wird besonders im Orient in großen Mengen angebaut. Die Tuberosa, auch Kronenlilie genannt, hat einen zwiebelartigen Wurzelstock, aus dem sich der oft über einen Meter hohe Stengel erhebt. Derselbe ist mit schmalen, am Wurzelhalse mit etwas rinnenförmigen Blättern besetzt und trägt in einer Wehre die einfachen oder gefüllten, weißen, mit starkem Wohlgeruch versehenen Blumen. Wie beim Maiglöckchen hat man es auch bei der Tuberosa in der Hand, die Entwicklung der Blüte beliebig zu verlegen, man kann somit fast das ganze Jahr hindurch blühende Tuberosen haben, wenn man das Pflanzen der Zwiebel in entsprechenden Zeitabschnitten vornimmt. Die etwa walnußgroßen, blühbaren Zwiebeln pflanzt man einzeln in Töpfen von 10 Centimeter Durchmesser, die eine starke Scherbenunterlage haben und mit fetter, sandgemischter Mistbeeteerde gefüllt sind. Am besten gedeihen die Pflanzen, wenn sie bis zum Beginn der Blüte in ein Mistbeet gestellt werden, das viel gelüftet wird, doch entwickeln sie sich auch ganz gut im Zimmer, wenn man die Zwiebeln von Mitte April ab einpflanzt, wo die Luftwärme schon eine höhere ist. Während der Entwicklung und Blütezeit wollen die Pflanzen reichlich Wasser haben.

Jede Zwiebel blüht nur einmal, sie zerfällt dann und an dem Zwiebellücken bilden sich eine ganze Anzahl kleiner Zwiebelchen, die nach dreijähriger Kultur wieder blühfähig werden, vorausgesetzt, daß ihre Anzahl im Mistbeete geschiebt. Bei Zimmerkultur gebe man sich mit abgeblühten Exemplaren keine Mühe, es wäre umsonst; ebenso sind die angelegten Brutzwiebeln in unserem Klima ganz wertlos. Auch der Handelsgärtner ist heute davon abgekommen, abgeblühte Tuberosenzwiebeln weiter zu kultivieren. Es hat sich gezeigt, daß diese Zwiebeln bei uns nie wieder so kräftig sich entwickeln und so reich blühen, wie das erste Mal. Fast alle blühbaren Zwiebeln werden deshalb aus Central-Amerika und Italien importiert, dieselben sind für ganz geringes Geld käuflich und der Handelsgärtner ist geschützt vor Mißerfolgen in der Treiberei.

Eine sehr beachtenswerte Art ist die amerikanische Züchtung „La Perle“. Der Blütenstiel wird etwa 60 Centimeter lang, die Blüten sind rein weiß, gut gefüllt und verbreiten einen sehr starken Duft. Diese Eigenschaften machen sie besonders wertvoll für die Züchterei. —

Humoristisches.

— Weihnachtscigarren. Deine Frau hat Dir gewiß auch Cigarren zu Weihnachten geschenkt.

Ne, davon hab' ich sie kuriert.

Wie dem?

Ich habe die vorjährigen alle zu Hause verraucht. —

(„Jugend.“)

— Entschuldigungs-Bettel. „Ob mein Sohn könnte aus die Schule bleiben, wir haben einen kleinen Jungen gekriegt, der Herr Rektor hat's erlaubt.“ —

— Neues Zugtier. Ede: „Du, Lude, fiel mal, wie krummbeinig der Droschkenjaul dasteht.“

Lude: „Det is wahrscheinlich een — Dachsamer!“ —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Agnes Sorna beginnt am Lessing-Theater ein längeres Gastspiel im neuen Lustspiel „Juldas“ am 4. Februar. —

— Ingeborg Oselio Björnson, die Gattin des norwegischen Hoftheater-Intendanten, wird in der nächsten Woche mit einem Gastspiel im Theater des Westens beginnen. —

— Leo Tolstoj's neues Drama „Die Leiche“ hat das Münchener Hoftheater zur Aufführung erworben. —

— „Die Männerfrage“, ein Lustspiel von Paul Witz und Joseph Wittkowski, erzielte bei der Erstaufführung im Hamburger Thalia-Theater einen guten Erfolg. —

— Nach dem Meridian von Greenwich wird seit dem 1. Januar nachts nunmehr auch in Spanien die Zeit amtlich berechnet. —

— t. Ein neues Laboratorium für biologische Forschungen, die sich vorzugsweise auf die französischen Kolonien erstrecken sollen, ist an dem Pariser Naturhistorischen Museum eröffnet worden. Die Arbeiten sollen außer biologischen auch geologische und mineralogische Untersuchungen umfassen und genaue Velehrungen für die in den betreffenden tropischen und subtropischen Ländern sich aufhaltenden Leute zur Beobachtung über die Sammlung und die Züchtung von Pflanzen und Tieren herausgeben. —

— ck. Der Senator Procter aus Vermont (Nordamerika) hat die meisten Marmorbrüche Carraras an sich gebracht. Man spricht von einer Kaufsumme von 40 Mill. Mark. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 6. Januar.